

MICHAEL MCDOWELL
BLACKWATER



Aus dem Amerikanischen von Andreas Decker

FESTA

Die amerikanische Originalausgaben
Blackwater 1: The Flood und *Blackwater 2: The Levee*
erschieden 1983 im Verlag Avon Books.
Copyright © 1983 by Michael McDowell

Einmalige Vorzugsausgabe März 2023
Limitiert auf 999 Exemplare
Umschlaggestaltung © Monsieur Toussaint Louverture &
Pedro Oyarbide
Lektorat: Joern Rauser
Copyright © dieser Ausgabe 2023
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten



Für Mama El

EINLEITUNG

UNSER FAMILIENMONSTER

Willkommen in Perdido, Alabama. Das ist eine kleine Stadt nordöstlich von Mobile, nur eine kurze Fahrt von dort entfernt. Viel gibt es nicht darüber zu sagen. Die Menschen sind sich nachbarschaftlich verbunden, jedenfalls größtenteils, und jeder scheint alles über jeden zu wissen. Perdido hat genau den Charme, den man von einer Kleinstadt in den Südstaaten der Vereinigten Staaten von Anfang bis Mitte des 19. Jahrhunderts erwarten kann. Natürlich bedeutet das auch, dass die Stadt die gleichen Fehler hat wie alle anderen. Zum Beispiel ist es hilfreich, wenn man weiß ist. Darüber hinaus ist es hilfreich, wenn man Geld hat. Und vor allem ist es hilfreich, wenn man weiß, welche Fragen man nicht stellen sollte. Denn ebenso wie jede andere Kleinstadt auch hat Perdido seine Geheimnisse.

Zufällig geht es bei diesen Geheimnissen um Flussmonster.

Michael McDowells *Blackwater* ist die Geschichte von Perdido, und es ist die Geschichte der Caskeys, so heißt Perdidos prominenteste Familie. In erster Linie erzählt die Geschichte aber, wie ein Flussmonster die

Gestalt einer Frau annimmt und in diese Familie einheiratet, zu ihrer Matriarchin wird und das sehr unterschiedliche Schicksal ihrer Mitglieder lenkt, sei es im Guten oder im Bösen. Es ist einer der eindrucksvollsten und ambitioniertesten Horrorromane der letzten 50 Jahre, und bis vor Kurzem war er so gut wie in Vergessenheit geraten.

Auch wenn man sich das heute nur schwer vorstellen kann, es hat eine Zeit gegeben, in der das Horrorgenre beim Leser eine beinahe unangefochtene Popularität genoss. In den 1970er- und 1980er-Jahren hatten die Buchhandlungen ganze Regale dafür reserviert. Die Bücher waren gar nicht zu übersehen: Sie standen immer zwischen Krimi und Fantasy und Science Fiction. Es gab schwarze und rote Titelbilder, und von den gewölbten Buchstaben der Romantitel tropfte Blut. Außerdem gab es grinsende Skelette. Jede Menge Skelette. Im Einzelhandel hatten diese Bücher eine berüchtigt kurze Verweildauer, aber weil die Nachfrage so groß war – was größtenteils dem Erfolg von solchen Romanen wie *Der Exorzist* und Autoren wie Stephen King, Anne Rice und Peter Straub geschuldet war –, konnte ein Autor damit seinen Lebensunterhalt bestreiten, wenn er nur in der Lage war, sie schnell genug zu produzieren.

Eine Menge Leute versuchten sich daran, und viele schlechte Bücher wurden veröffentlicht. Tatsächlich sogar so viele, dass der Markt schließlich durch das eigene Angebot zusammenbrach. Aber unter den zahlreichen schlechten Büchern gab es auch einige große

Romane von großen Autoren, die das Genre für alle Zeiten bereicherten – dazu gehörten Namen wie Ramsey Campbell, Robert R. McCammon und Chelsea Quinn Yarbro, um nur drei von ihnen zu nennen. Es wäre schön gewesen, wenn die guten Bücher alle davor bewahrt worden wären, in der riesigen Flut unterzugehen, aber das war nicht der Fall.

Michael McDowell war ein fleißiger Autor – sein erster Roman erschien 1979, und er veröffentlichte noch vier weitere, darunter den viel gelobten Spukhaus-Roman *The Elementals*, bevor 1983 *Blackwater* erschien –, aber diese Bücher blieben nie lange lieferbar. Das scheint ihn allerdings nicht sehr gestört zu haben. In einem Interview mit Douglas E. Winter, enthalten in dem Buch *Faces of Fear*, erklärte McDowell: »Ich bin Berufsschriftsteller, und darauf bin ich stolz. Ich schreibe Bücher, die einen Monat später in die Buchhandlungen kommen. Ich halte es für einen Fehler, wenn man für die Ewigkeit schreiben will.«

1983 veröffentlichte er die sechs Kapitel, jedes in Novellenlänge, aus denen sich *Blackwater* zusammensetzt, in monatlichen Abständen. Zweifellos war das seine krönende Leistung. Die schmalen Bände erschienen bei Avon Books, die dezenten Titelbilder malte Wayne D. Barlowe. (Das Fortsetzungsformat inspirierte Stephen King mehrere Jahre später dazu, Ähnliches auch einmal mit *The Green Mile* zu versuchen.) In diesem epischen Roman vereint McDowell die typischen Handlungselemente klassischer Horrorgeschichten mit einer Südstaaten-Familiensaga und verschmilzt sie nahtlos. Damit

brachte er etwas hervor, das in der zeitgenössischen Horrorszene einzigartig war.

Im Mittelpunkt des Romans steht Elinor Dammert, die man in einem der oberen Zimmer eines Hotels entdeckt, nachdem Perdido von dem Fluss überschwemmt wurde, der der Stadt ihren Namen gegeben hat. Als man Elinor findet, sitzt sie seelenruhig auf der Bettkante, beinahe als wüsste sie, dass der junge Oscar Caskey und sein Diener Bray Sugarwhite gerade angerudert kommen, um sie aus ihrer Zwangslage zu retten und in die Familie aufzunehmen. Später wird sie von Mary-Love Caskey, Oscars Mutter und der Herrscherin des Caskey-Clans, freundlich, aber bestimmt einem genauen Verhör unterzogen. Elinor gibt jedoch nur ausweichende Auskünfte über ihren Hintergrund, vor allem was ihre Familie betrifft. Diese Ausflüchte erregen Mary-Loves Misstrauen. Im Reich des alten amerikanischen Südens gilt der Stammbaum als klingende Münze, und sein offensichtliches Fehlen bei Elinor gibt Anlass zur Besorgnis. (Natürlich hat Elinor einen Stammbaum, auch wenn er etwas seltsam erscheint: Sie ist ein Flussmonster, und gelegentlich tötet sie auf grässliche Weise Menschen.) Von diesem Augenblick an wird Mary-Love gegen Elinor Dammert Position beziehen, und der Kampf um die Herrschaft zwischen den beiden Frauen definiert die erste Hälfte des Romans.

In diesem ersten Teil etabliert McDowell schnell den Hintergrund. Weil wir uns hier in den Südstaaten befinden und Elinor und Mary-Love in der respektablen Gesellschaft von Perdido Personen von hohem

Ansehen sind, findet ihr Krieg ganz leise statt. Ausgetragen wird er mit Einladungen zum Abendessen, die ausgesprochen oder verweigert werden, mit Klatsch und Gerüchten und schockierenderweise auch durch den Austausch von Kindern. Als Elinor Oscar Caskey heiratet und ihrer Schwiegermutter damit deren Kind entzieht (auch wenn er ein erwachsener Mann ist), versucht Mary-Love die Kontrolle über die Erstgeborene des Ehepaars zu erlangen, ihre Tochter Miriam. Das Kind ist der Preis, den die Matriarchin verlangt, damit ihr Sohn und ihre Schwiegertochter das Haus beziehen dürfen, das sie für das Paar hat bauen lassen. Bis zu diesem Zeitpunkt hat sie ihnen trotz Oscars Unverständnis und Elinors wachsender Frustration den Zugang verweigert. Elinor stimmt dem Handel zu, und die Folgen dieses Ringens und dieser Entscheidung werden in den folgenden fünf Bänden ihre Wellen schlagen – oft auf subtile, gelegentlich aber auch auf spektakuläre Weise.

Die übernatürlichen Aspekte der Geschichte bleiben meist im Hintergrund der Handlung, eine Tatsache, die die damaligen Leser möglicherweise gestört hat. Elinors monströser Natur wird weitaus weniger Aufmerksamkeit geschenkt als dem Krieg der Persönlichkeiten, den sie mit ihrer Schwiegermutter austrägt; Kinder kommen zur Welt und wachsen vor unseren Augen auf und haben mit den Fehlern und Erwartungen ihrer Eltern zu kämpfen. Manchmal rebellieren sie dagegen, manchmal akzeptieren sie sie auch fraglos. Dem Leser präsentiert sich hier ein aufwendiges Familiendrama,

durchzogen vom Charme der Südstaaten wie auch der dazugehörigen Dysfunktionalität. Elinor ist eine Kreatur der beiden Flüsse Perdido und Blackwater, was sowohl als Manifestation des Einflusses erscheint, den die Flüsse auf die Einwohner der Stadt haben, als auch den Mechanismen der Horrorgeschichte geschuldet ist.

Glücklicherweise ist *Blackwater* aber in erster Linie eine Horrorgeschichte. Elinors monströser Aspekt ist gewalttätig, amoralisch und Furcht einflößend. Unschuldige Kinder fallen ihrem Appetit – und ihren MACHenschaften – genauso zum Opfer wie Erwachsene. *Blackwater* ist mit ausreichend vielen Szenen zerstörerischer Stürme, in die Tiefe reißender Mahlströme, zuschnappender Reißzähne und abgetrennter Gliedmaßen gefüllt, um jeden treuen Leser von Horrromanen zufriedenzustellen. Ganz zu schweigen von den Geistern: Elinors Aktivitäten bleiben nicht ohne Konsequenzen, wie ihre eigene Tochter entdecken muss – und ein ganz besonderes Zimmer ihres so teuer erkauften Hauses sorgt für die genüsslichste Gänsehaut des ganzen Werkes.

Eine Feststellung ist allerdings unumgänglich: Auch wenn McDowell seiner eigenen Aussage zufolge nicht »für die Ewigkeit« geschrieben hat, erscheint es offensichtlich, dass er nicht nur an der Kommerzialität seiner Arbeit interessiert war. Fraglos verweigert sich *Blackwater* in vielerlei Hinsicht den Konventionen. Das Übernatürliche herunterzuspielen ist lediglich eine davon. Eine weitere könnte der Schauplatz sein. Die Ästhetik des Horrormanans dreht sich typischerweise

um das Kalte und das Dunkle, ob es nun die nebelverhangenen Dörfer Neuenglands oder von Geistern heimgesuchte englische Moorlandschaften sind. Populäre Horrorgeschichten sind nur selten südlich der Mason-Dixon-Linie angesiedelt. Und falls doch, wurden die dort lebenden Menschen oft als Karikaturen dargestellt: hasserfüllt, von Inzucht geprägt, intellektuell bankrott ... manchmal das alles zusammen. McDowell, der in Enterprise, Alabama, zur Welt kam – was ungefähr so tief im Süden liegt, wie es überhaupt vorstellbar ist, ohne im Golf von Mexiko zu landen –, stellt die Südstaatler dar, wie sie tatsächlich sind. Anders ausgedrückt, er schildert sie als menschliche Wesen. Voller schwerwiegender Fehler, oft fehlgeleitet, gelegentlich edel und genauso anfällig für Heldentum und Schurkenhaftigkeit wie jeder andere Mensch auf der Welt.

Darüber hinaus ist *Blackwater* ein Buch, das für ein als reaktionär berüchtigtes Genre auf subversive Weise fortschrittlich ist. Es ist ein Roman, in dem Frauen die absolute gesellschaftliche Macht ausüben; Männer sind kaum mehr als Schachfiguren – und bedeutsamerweise sind sie sich dieses Zustands auch bewusst und akzeptieren ihn ohne jeden Widerspruch. Oscar, der junge Mann, der Elinor heiratet, erscheint unterwürfig, andererseits ist er auch kein Narr. Er weiß, dass etwas an ihr anders ist; da gibt es eine übernatürliche Macht, verbunden mit einer ungewöhnlichen Beziehung zu dem Fluss. Er weiß aber auch, dass ihn das nichts angeht, und so gibt er sich damit zufrieden, in Unwissenheit zu leben. Oscar weiß, welche Fragen man nicht stellen sollte.

Von größerer Bedeutsamkeit scheint jedoch, dass McDowell homosexuelle Beziehungen liebevoll und feinfühlig beschreibt. Auch wenn keine Person direkt als homosexuell bezeichnet wird, erhält der Leser unübersehbare Hinweise. Da ist James Caskey, der »weibische Züge« hat: Er verbringt den größten Teil der Erzählung als zufriedener Witwer und begehrt von den Frauen in seinem Leben nichts weiter als Freundschaft. Dann sind da Grace und Lucille, die ohne Aufsehen und beiläufig zusammenziehen, eine Farm gründen und einen kleinen Jungen großziehen.

Über diese Beziehung schreibt McDowell: »Geht es um abweichendes Verhalten, sind Südstaatler ein lockerer Menschenschlag. Sollten sie erfahren, dass in Kürze möglicherweise mit Abweichungen von der Norm zu rechnen ist, werden sie mit Zorn reagieren. Kommen aber ungewöhnliche Umstände als seit Langem etablierte Tatsachen ans Licht, so akzeptiert man sie für gewöhnlich als Teil der normalen Ordnung, und zwar ohne Groll zu empfinden oder sie zu verurteilen. Hätte man den Männern, die sich im Futtermittelladen zu einem Schwätzchen trafen, vorhergesagt, dass zwei Frauen Gavin Pond bereits gekauft hatten und nun im Begriff standen, den Besitz zur größten Farm im County zu machen, so wären lautstarke Forderungen zur Abschaffung des Zusatzartikels mit dem Wahlrecht für Frauen ertönt. Wurden diese Männer aber mit Grace persönlich konfrontiert, so waren sie ohne Zögern sofort dazu bereit, sie, ihre Cousine Lucille und deren kleinen Jungen zu akzeptieren.«

Diese Charaktere sind keinerlei Verfolgung ausgesetzt, aus ihrer Lebensart wird keine große Sache gemacht. McDowell erlaubt ihnen, einfach das zu sein, was sie sind: Menschen, alleinstehend oder verliebt, glücklich oder einsam. Für einen 1983 von einem Publikumsverlag veröffentlichten Horrormoman ist das geradezu revolutionär.

Falls der Roman einen offensichtlichen Mangel hat, dann die oberflächliche Behandlung der afroamerikanischen Charaktere. Ivey und Zaddie Sapp, Bray Sugarwhite und die anderen sind alle in den Hintergrund verbannt und treten nur gelegentlich ins Rampenlicht, um Stammesmagie zu praktizieren oder auf die Handlungen ihrer weißen Arbeitgeber zu reagieren. Das ist eine enttäuschende Auslassung, erst recht, weil ihre Einbeziehung die Wirkung eines ohnehin schon vielschichtigen Romans nur noch verstärkt hätte.

All diese Faktoren haben möglicherweise dazu beigetragen, dass ein solches Buch bei seiner Erstveröffentlichung daran gescheitert ist, das nötige Aufsehen zu erregen. Vielleicht wurden einfach nur zu viele Romane gleichzeitig veröffentlicht, und so ging er in der Masse unter. Oder es war bloß Pech.

Was auch immer der Grund dafür gewesen sein mag, *Blackwater* ist ein epischer, großartiger Horrormoman, der viel zu lange nur umtriebigen Sammlern zur Verfügung stand oder in teuren Ausgaben in kleinen Auflagen erhältlich war. Vielleicht hat Michael McDowell tatsächlich nicht für die Ewigkeit geschrieben, aber wenn es auf dieser Welt so etwas

wie Gerechtigkeit gibt, wird man *Blackwater* noch viele Jahre lang lesen, lieben und darüber diskutieren. Es gibt keinen vergleichbaren Roman – ob nun im Horrorgenre oder wo auch immer.

Willkommen in Perdido, Alabama. Es ist eine kleine Stadt, aber sie wird größer.

Nathan Ballingrud

Nathan Ballingrud ist der Autor von *North American Lake Monsters* und *The Visible Filth*. Er ist zweifacher Gewinner des Shirley Jackson Award. Er lebt mit seiner Tochter in Asheville, North Carolina.

Die Mänade liebt – und wehrt sich energisch gegen die Aufdringlichkeit der Liebe. Sie liebt – und tötet. Diese Spaltung und Zerteilung der weiblichen Seele – in der die Frau die Geschlossenheit und grundlegende Integrität ihres femininen Bewusstseins hauptsächlich findet – entstammt den Tiefen des Geschlechts, dem dunklen Ursprung des Geschlechterkampfes. Verschafft sich die weibliche Essenz also Geltung in Form einer Dyade, hat das eine Tragödie zur Folge.

WJATSCHESLAW IWANOW
»Die Essenz der Tragödie«
(Übersetzt ins Englische
von Laurence Senelick)



Ich werde die Süße meines Herzens ausschwemmen
und den Schrecken aufsaugen;
Liebe, Frauengedanken, ich werde sie töten,
und lasse ihre Körper in
meinem Bewusstsein verfaulen,
voll der Hoffnung, dass ihre Würmer quälen,
nicht aber die Menschen in der Welt.
Und doch werde ich aus Hass vieles erschaffen;
ich werde der Vater einer Welt aus Geistern sein
und die Gräber mit Kadavern füllen.

THOMAS LOVELL BEDDOES
»Der vergiftete Pfeil der Liebe«



ANMERKUNG DES AUTORS

Perdido, Alabama, gibt es wirklich, und zwar genau an dem Ort, an den ich es gesetzt habe. Allerdings verfügt es weder über die Gebäude oder die Geografie, die ihm hier zugewiesen werden, noch über die Bevölkerung. Darüber hinaus vereinigen sich der Perdido und der Blackwater keineswegs zu einem Fluss. Und doch darf ich behaupten, dass die von mir beschriebenen Landschaften und Personen nicht ganz und gar meiner Fantasie entsprungen sind.



PROLOG

Am Morgen des Ostersonntags 1919 war der Himmel über Perdido, Alabama, bei Sonnenaufgang von einem blassen, durchsichtigen Rosa, das sich nicht in den schwarzen Fluten widerspiegelte, die die Stadt während der ganzen vorherigen Woche überschwemmt hatten. Die gewaltige und rötlich-orangefarbene Sonne war gerade über dem Pinienwald auf der anderen Seite dessen aufgegangen, was einst das Viertel namens Baptist Bottom gewesen war. An dieser tiefsten Stelle von Perdido hatten sich 1865 alle befreiten Schwarzen zusammengefunden, und dort drängten sich ihre Kinder und Enkel noch immer. Aber jetzt schien das Viertel nicht mehr zu sein als ein schlammiger Wirbel aus Brettern, Baumstümpfen und aufgedunsenen Tierkadavern. Von Perdidos Innenstadt waren bloß noch das Rathaus mit seinem Turm und der nach vier Seiten zeigenden Uhr sowie die erste Etage des Hotels Osceola zu sehen. Lediglich die Erinnerung konnte einem sagen, wo die beiden Flüsse Perdido und Blackwater noch vor weniger als einer Woche geflossen waren. Alle 1200 Einwohner waren auf höher liegendes Gelände geflohen. Die Stadt verfaulte unter der breiten Fläche aus stinkendem, reglosem Wasser, das erst jetzt wieder langsam abfloss. Die Giebel und Schornsteine

der Häuser, die der Gewalt der Fluten nicht zum Opfer gefallen und fortgespült worden waren, ragten aus der schwarzen, funkelnden Oberfläche des Hochwassers hervor, hölzerne und steinerne Mahnmale der Verzweiflung. Aber ihrem stummen Ruf kam niemand zu Hilfe; Treibholz, unkenntliche Trümmer, Kleiderfetzen und Haushaltsgegenstände wurden gegen diese erhobenen Finger gespült, blieben hängen und bildeten stinkende Nester.

Schwarzes Wasser schwappte träge gegen die Ziegelmauern des Rathauses und des Hotels. Überall sonst wirkte es still und reglos. Menschen, die nie eine Flut erlebt haben, stellen sich vielleicht vor, dass Fische durch die zerbrochenen Fenster der überspülten Häuser schwimmen, aber das ist nicht der Fall. Zum einen zerbrechen die Fenster gar nicht, denn wie solide das Haus auch gebaut sein mag, das Wasser steigt durch die Fußböden empor, und die fensterlose Speisekammer wird genauso überflutet wie die Veranda. Darüber hinaus bleiben die Fische in dem ursprünglichen Flussbett zurück, als gäbe es keine neue, sechs oder zehn Meter hohe Freiheit über jenem. Flutwasser ist ein Ergebnis des Verfalls und mit fauligen Dingen gefüllt. Welse und Brassen mögen die ungewohnte Dunkelheit zwar nicht, kreisen aber trotzdem verwirrt um ihre alten Felsen und Seepflanzen und die vertrauten Brückenpfeiler. Hätte jemand in dem kleinen, rechteckigen Raum direkt unter der Rathausuhr gestanden und aus dem schmalen, vertikalen Fenster nach Westen hinausgeblickt, so hätte er vielleicht das einsame Ruderboot

mit den zwei Männern gesehen, das sich auf der flachen, schwarzen Oberfläche des widerlichen stehenden Wassers bewegte. Aber es befand sich niemand in dem Raum unter dem Uhrwerk, und der Staub auf dem Marmorboden blieb genauso unberührt wie die Vogelnester zwischen den Dachbalken und das leise Summen der Mechanik, die in den letzten Zügen lag. Niemand war da, um die Uhr aufzuziehen; als das Wasser höher stieg als je zuvor, hatte es kein Mensch mehr in Perdido ausgehalten. Das einsame Ruderboot folgte seinem würdevollen Kurs also unbeobachtet. Es kam aus der Richtung der prächtigen Häuser der Sägewerkbesitzer, die im Nordwesten unter den schlammigen Fluten des Flusses lagen. Das grün gestrichene Boot – aus irgendeinem unerfindlichen Grund waren alle derartigen Boote in Perdido grün gestrichen – wurde von einem ungefähr 30 Jahre alten schwarzen Mann gepaddelt. Vor ihm saß ein weißer Mann im Bug, der nur wenige Jahre jünger war.

Schon seit geraumer Zeit hatte keiner von ihnen ein Wort von sich gegeben. Beide starrten das Spektakel der unter fünfeinhalb Meter stinkendem Wasser begrabenen Stadt ehrfürchtig an, in der sie beide geboren und aufgewachsen waren. Welcher Ostersonntag in der Geschichte – abgesehen von jenem ersten in Jerusalem – hatte so aussichtslos begonnen oder noch weniger Hoffnung in der Brust der Menschen entfacht, die das Aufgehen der Morgensonne verfolgt hatten?

»Bray«, sagte der weiße Mann schließlich, »ruder zum Rathaus.«

»Aber Mr. Oscar«, protestierte der schwarze Mann, »wir wissen doch nicht, was in diesen Zimmern lauert.«

Das Wasser war bis zu den Fenstern im ersten Stock gestiegen.

»Ich möchte sehen, was in diesen Zimmern los ist, Bray. Fahr da rüber.«

Zögernd lenkte der Schwarze das Boot in Richtung Rathaus und zog das Paddel energisch durch. Sie fuhren nahe heran. Schließlich stieß das Boot gegen das Marmorgeländer des Balkons im ersten Stock.

»Sie gehen da auf keinen Fall rein!«, sagte Bray, als Oscar Caskey nach einer der dicken Geländersäulen griff.

Oscar schüttelte den Kopf. Die Säule war mit Hochwasserschleim bedeckt. Er versuchte, den Schmitter an der Hose abzuwischen, übertrug aber nur einen Teil des Gestanks.

»Näher ans Fenster.«

Bray manövrierte das Boot zum ersten Fenster an der rechten Seite des Balkons.

Die Sonne hatte diese Seite des Gebäudes noch nicht erreicht, und in dem Büro – dort war das Standesamt untergebracht – herrschte Dämmerlicht. Eine flache Wasserschicht bedeckte den größten Teil des Bodens. Überall standen Stühle und Tische, ein paar Aktenschränke waren umgestürzt. Bei anderen hatte sich der dicht gepackte Inhalt aus Papieren vollgesogen, um unter dem Druck der Ausdehnung aufzuspringen. Überall lagen umfangreiche offizielle Dokumente der

Stadt und des Countys herum und lösten sich schon auf. Auf der Fensterbank entdeckten sie einen abgelehnten Wahlantrag für die Wahl von 1872. Oscar konnte sogar den Namen lesen.

»Was sehen Sie, Mr. Oscar?«

»Nicht viel. Ich sehe Schäden. Ich sehe Ärger, der nach dem Rückgang des Hochwassers auf uns zukommt.«

»Die ganze Stadt wird Probleme haben, wenn das Wasser sinkt. Sehen wir in kein Fenster mehr, Mr. Oscar. Wer weiß, was wir zu Gesicht bekommen.«

»Was sollte das schon sein?« Oscar drehte sich um und musterte den Schwarzen. Bray arbeitete seit seinem achten Lebensjahr für die Caskeys. Er war einmal als Oscars Spielgefährte eingestellt worden, der zu dem damaligen Zeitpunkt gerade mal vier Jahre alt gewesen war. Dann war er zum Laufburschen aufgestiegen und anschließend zum Hauptgärtner der Familie. Ivey Sapp, die Frau, mit der er in einer eheähnlichen Gemeinschaft zusammenlebte, war die Köchin der Caskeys.

Bray Sugarwhite paddelte das kleine grüne Boot weiter die Mitte der Palafox Street entlang. Oscar Caskey blickte nach rechts und links und versuchte sich zu erinnern, ob der Friseurladen einen dreieckigen Giebel mit einer Holzkugel an der Spitze gehabt hatte oder ob diese Verzierung zu Berta Hamiltons Damenbekleidungsgeschäft gehörte. 50 Meter weiter ragte zu ihrer Rechten das Hotel Osceola auf. Das Ladenschild war irgendwann am Freitag abgerissen worden und stieß mittlerweile fünf Meilen weit im Golf von Mexiko

vermutlich gerade gegen den Rumpf eines Krabbenkutters.

»Wir schauen doch in keine Fenster mehr, Mr. Oscar, oder?«, fragte Bray nervös, als sie sich dem Hotel näherten. Oscar, der im Bug saß, blickte erst in die eine Richtung und dann zur anderen Gebäudeseite hinüber.

»Ich glaube, hinter einem der Fenster hat sich etwas bewegt.«

»Das war die Sonne«, sagte Bray schnell. »Die Sonne auf der schmutzigen Scheibe.«

»Das war keine Spiegelung«, behauptete Oscar Caskey. »Du tust, was ich dir sage, und du ruderst zu diesem Eckfenster.«

»Das tu ich nicht.«

»Bray, du tust es.« Oscar Caskey machte sich nicht einmal die Mühe, sich umzudrehen. »Also brauchst du mir gar nicht erst zu sagen, dass du es nicht tust. Fahr zu diesem Eckfenster.«

»Ich seh in kein Fenster mehr rein«, murmelte Bray laut genug, um gehört zu werden. Dann wechselte er den Kurs und paddelte näher an den ersten Stock des Hotels heran. »Bestimmt bloß Ratten«, bemerkte er laut. »Wenn in Baptist Bottom das Wasser steigt, kommen die Ratten aus ihren Löchern gekrochen und laufen oben auf den Zäunen. Ratten wissen, wo's trocken ist. Letzten Mittwoch sind alle aus Perdido raus. Also wird da nichts sein, nur die schlauen Ratten.«

Das Boot stieß gegen die östliche Ziegelfassade des Hotels. Die Sonne spiegelte sich in einem blendenden

Rot auf den Scheiben. Oscar spähte durch das Fenster, dem er am nächsten war.

Sämtliche Möbel des kleinen Hotelzimmers – Bett, Kommode, Garderobenschrank, Waschtisch und Hutständer – lagen in der Mitte auf dem Boden, als wären sie im Zentrum des Mahlstroms, der das Erdgeschoss verwüstet hatte, zusammengeworfen worden. Alles war voller Schlamm. Der steife und schwarze Teppich lag zerknüllt in der Ecke vor der Tür. Das Dämmerlicht verhinderte, dass Oscar die Hochwassermarke an der dunklen Tapete erkennen konnte.

Plötzlich geriet der Teppich in Bewegung, dann huschten zwei große Ratten aus den Falten auf den Möbelberg in der Zimmermitte zu. Oscar riss den Blick von dem Fenster los.

»Ratten?«, fragte Bray. »Sehen Sie! Ich hab's Ihnen doch gesagt, Mr. Oscar, in diesem Hotel gibt's nichts, bloß Ratten. Wir müssen nicht in noch mehr Fenster reinsehen.«

Oscar Caskey antwortete nicht, aber er stand auf und griff nach dem abgenutzten Rahmen der Markise am Nebenfenster. Er zog das Boot näher zur Hotecke heran.

»In diesem Fenster hat sich etwas bewegt. Das habe ich gesehen. Etwas ist am Fenster vorbeigegangen, und es war keine Ratte, denn Ratten sind keine 1,60 groß.«

»Die Ratten haben sich in der Flut vollgestopft«, sagte Bray. Oscar war sich nicht sicher, was er damit sagen wollte.

Er beugte sich vor und ergriff die Betonfensterbank mit beiden Händen. Dann spähte er durch die schmutzige Scheibe.

Das Eckzimmer schien vom Flutwasser unberührt zu sein. Das gemachte Bett stand dort, wo es hingehörte, an der langen Wand, und der Teppich lag ordentlich darunter. Kommode, Garderobenschrank und Waschtisch befanden sich an Ort und Stelle. Nichts war zu Boden gefallen und zerbrochen. Aber wo die Sonne durch das Ostfenster schien und ein großes Stück Teppich beleuchtete, sah Oscar, dass das Gewebe tropfnass war – also musste das Wasser doch durch den Boden gestiegen sein.

Aber warum die Möbel in diesem Zimmer so ordentlich an Ort und Stelle geblieben waren, während in den Nebenzimmern alles zerbrochen und als letzte Erniedrigung sogar mit einer schwarzen Schlammschicht überzogen worden war, konnte er nicht ergründen.

»Bray, ich weiß nicht, was ich davon halten soll.«

»Versuchen Sie doch gar nicht erst, aus nichts was zu machen«, erwiderte der schwarze Mann. »Und ich hab sowieso keine Ahnung, wovon Sie überhaupt sprechen, Mr. Oscar.«

»In diesem Zimmer steht alles ordentlich, nichts scheint durcheinandergebracht. Nur der Boden ist nass.«

Für diese letzten Worte hatte sich Oscar zu Bray umgedreht, der nur den Kopf schüttelte und noch einmal seinen Wunsch äußerte, von diesem zur Hälfte unter Wasser stehenden Gebäude wegzukommen. Er

hatte die Befürchtung, dass sein Arbeitgeber das Hotel umrunden und in jedes Fenster blicken wollte.

Oscar wandte sich wieder der Fensterbank zu, um das Boot abzustoßen. Dabei fiel sein Blick erneut durch die Scheibe und er stürzte mit einem leisen, erstickten Aufschrei zurück in den Bug.

In dem Raum, der noch fünf Sekunden zuvor offensichtlich leer gewesen war, befand sich nun eine Frau. Sie saß ruhig auf der Bettkante und wandte dem Fenster den Rücken zu.

Bray wartete nicht auf eine Erklärung für Oscars offensichtliche Furcht – er wollte auch keine hören – und paddelte augenblicklich vom Hotel fort.

»Bray! Fahr zurück! Ruder zurück!«, rief Oscar, als er die Stimme wiedergefunden hatte.

»Nein, Mr. Oscar, das tu ich nicht.«

»Bray, ich sage dir ...«

Zögernd paddelte der Schwarze zurück. Oscar griff gerade nach der Fensterbank, als das Fenster ruckartig nach oben geschoben wurde.

Bray erstarrte mit seinem Paddel im Wasser. Das Boot rammte die Ziegelmauer, und die Erschütterung ließ den schwarzen Mann und den weißen Mann nach vorn und wieder zurück schwanken.

»Ich habe gewartet und gewartet«, sagte die junge Frau in dem offenen Fenster. Sie wirkte hochgewachsen, dünn, blass und schien attraktiv zu sein. Ihr dichtes Haar hatte irgendwie die Farbe von schlammigem Rot und war hinten locker zusammengedreht. Bekleidet war sie mit einem schwarzen Rock und einer weißen Bluse.

Eine goldene und pechschwarze Brosche schmückte ihren Hals.

»Wer sind Sie?«, fragte Oscar erstaunt.

»Elinor Dammert.«

»Ich meine, warum sind Sie hier?«

»Im Hotel?«

»Ja.«

»Das Hochwasser hat mich erwischt. Ich konnte nicht weg.«

»Aber sonst sind alle aus dem Hotel rausgekommen«, sagte Bray. »Sie sind rausgekommen oder wurden rausgeholt. Letzten Mittwoch schon.«

»Mich hat man vergessen«, erwiderte Elinor. »Ich habe geschlafen. Man hat vergessen, dass ich hier war. Ich habe niemanden rufen hören.«

»Die Glocke im Rathaus hat zwei Stunden lang geläutet«, sagte Bray mürrisch.

»Geht es Ihnen gut?«, fragte Oscar. »Wie lange sind Sie hier?«

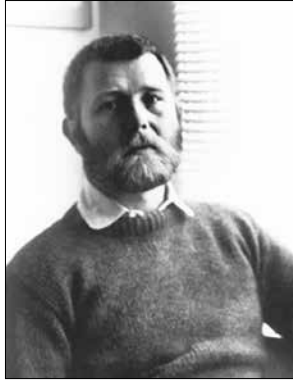
»Seit Mittwoch, genau wie er gesagt hat. Vier Tage. Ich habe die meiste Zeit geschlafen. Bei Hochwasser kann man sonst nicht viel tun. Haben Sie etwas für mich in Ihrem Boot?«

»Zu essen?«, fragte Oscar.

»Wir haben nichts«, verkündete Bray kurz angebunden.

»Nichts«, sagte Oscar. »Es tut mir leid, wir hätten etwas mitnehmen sollen.«

»Warum?«, fragte Elinor. »Sie haben doch nicht damit gerechnet, jemanden im Hotel zu finden, oder?«



Michael McDowell wurde 1950 in Alabama, USA, geboren. 1979 veröffentlichte er mit *The Amulet* den ersten von mehr als 30 Romanen.

Obwohl er auch Krimis und Komödien schrieb, zählen zu seinen bedeutendsten Werken die Horrorromane *Cold Moon Over Babylon* (1980), *The Elementals* (1981) und die zuerst in sechs Einzelbänden veröffentlichte Saga *Blackwater* (1983). Ab 1985 schrieb Michael McDowell auch fürs Fernsehen, etwa Episoden für ›Tales from the Crypt‹ oder ›Alfred Hitchcock Presents‹. Außerdem verfasste er die Drehbücher für Tim Burtons Filme *Beetlejuice* und *Nightmare Before Christmas*.

Michael McDowell erkrankte 1994 an AIDS und starb 1999.

Tabitha King, die Ehefrau von Stephen King, vervollständigte den unvollendeten Roman *Candles Burning*, der 2006 erschien.

Infos, eBooks & Leseproben:

www.Festa-Verlag.de